

GOLDAMMER, Kurt: *Der Mythos von Ost und West*. Eine kultur- und religionsgeschichtliche Betrachtung. München: Ernst Reinhardt 1962. 111 S. 5,80.

Goldammer entwirft in seinem Buch eine Entstehungsgeschichte des später so verhärteten Ost-West-Gegensatzes von den frühen Griechen bis in die heutige Zeit. Wir stimmen im allgemeinen seinem Ergebnis zu. Aber ist damit das Problem gelöst? Der Gegensatz ist trotz grundsätzlicher Gemeinsamkeiten da; daß er nicht sein müßte, daß die Grenzen verschwimmen, schafft ihn nicht aus der Welt. Wissenschaftler, Weltreisende und Missionare, die mit bestem Willen und vorurteilslos den fremden Völkern gegenüberzutreten, müssen immer wieder feststellen, wie weit europäisches und orientalisches (auch indisches und chinesisches) Denken samt den entsprechenden Lebensformen voneinander entfernt sind. Was hilft es da, daß diese Entfernung nur zufällig ist? Sie ist da und man kann sie nicht von heute auf morgen beseitigen, obschon wir angeblich auf dem Wege zur einen und unteilbaren Welt sind. Was sich sofort bessern läßt ist die Haltung, zumal die der „Westler“. Sie muß den fremden Kulturen mit mehr Ehrfurcht begegnen.

G. F. Klenk SJ

WISSE, Stephan: *Das religiöse Symbol*. Versuch einer Wesensdeutung. Essen: Ludgerus Verlag 1963. 297 S. Br. 30,-.

Das Symbol spielt in der Religion eine wesentliche Rolle und verdiente daher eine philosophische Untersuchung. Eine solche liegt hier vor. Die Arbeit behandelt zuerst den Begriff des Symbols überhaupt und des religiösen Symbols, dann dessen Wesen und schließlich seine Funktionen. Sie setzt sich dauernd mit den verschiedenen Theorien auseinander, die bis jetzt darüber aufgestellt wurden, und beweist eine große Literaturkenntnis. Die Kritik an den Theorien ist durchgehend zutreffend, besonders auch die Ablehnung der Meinung, daß das Symbolisierte irgendwie im Symbol gegenwärtig oder enthalten sein müßte. Letztlich beruht die Möglichkeit des Symbols, das ein Transzendentes darstellt, auf der Seinsanalogie, die auch zwischen Gott und den endlichen Seienden besteht; diese können ihn also, wenn auch eben nur analog, zu erkennen geben und anschaulich darstellen. Dies ist ohne Zweifel die letzte Grundlage. Aber dazwischen steht

wohl noch eine nähere, die Beziehung gewisser Seiender zum Menschen. Nehmen wir das Wasser. W. meint, es sei ausgesprochen qualitätsarm und könne an sich als Symbol keine Verwendung finden. Aber der Reichtum eines Seienden an Qualitäten spielt wohl nicht die Hauptrolle; sonst könnte das Wasser nicht eines der ertümlichsten und verbreitetsten Symbole sein. Wohl aber hat der Mensch zum Wasser sehr wesentliche Beziehungen; ohne es können weder er noch seine Tiere noch seine Pflanzungen leben und gedeihen. Für das primitive Denken enthält es also das Leben und kann darum auch Symbol für das höhere, von der Gottheit gespendete Leben werden. Ferner dient das Wasser zur körperlichen Reinigung und wird also zum Symbol der religiösen, der rituellen wie der sittlichen Reinheit. Natürlich gründen diese Beziehungen in den Eigenschaften, die das Wasser an sich besitzt. Aber diese erhalten nur durch jene Beziehungen symbolischen Wert; diese sind auch das Mehr über das Sinnliche hinaus, das man am Symbol unmittelbar wahrnimmt, und verweisen auf das in sich nicht Wahrnehmbare, das sie symbolisieren und auf analoge Weise erkennen lassen. Weil der heutige Mensch durch den Einfluß der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise die Seienden fast nur noch in ihrem physikalisch-chemischen Sein sieht, sprechen die Symbole nicht mehr zu ihm, und er beraubt sich so der Anschaulichkeit und Wärme, die ihm das Symbol spenden könnte, und die Erkenntnis des Göttlichen wie des eigentlich Geistigen geht ihm leicht verloren. Die ontologischen Strukturen des Symbols werden in dem vorliegenden Buch gut und klar herausgearbeitet.

A. Brunner SJ

Biographien

RAAB, Heribert: *Clemens Wenzeslaus von Sachsen und seine Zeit (1739–1812)*. Bd. 1: Dynastie, Kirche und Reich im 18. Jahrhundert. Freiburg: Herder 1962. XXXI, 374 S. Kart. 48,-.

Dieses Werk stellt einen weiteren verheißungsvollen Schritt dar, jenes reichische Deutschland des 18. Jahrhunderts vor uns wieder stehen zu lassen, von dem die Hoch- und Erzstifte von Lüttich bis Salzburg den wichtigsten Teil bildeten. Dieses Deutschland liegt tiefer unter dem Schutt vergraben, als es Troja oder Pompeii gewesen sind, weil die historische